



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Entrückt in die Zukunft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Entrückt in die Zukunft



aß die Vorbeeren, die dem Amerikaner Edward Bellamy sein „Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887“ eingebracht hat, manchen nicht schlafen lassen würden, war vorauszusehen, denn in dem Zeitalter des allgemeinen Wettbewerbs schießen sofort Nachahmungen hervor, wo einem ein guter Wurf gelingt. Wenn wir mit diesem Satze eine Besprechung des neuesten Zukunftsromans einleiten, so wird der Verfasser dagegen hoffentlich nichts einzuwenden haben. Nicht nur im Fundament und im Grundriß verraten beide Zukunftsschlösser eine gewisse Übereinstimmung — das wäre am Ende nicht zu verwundern, weil ja die Überzeugung von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände und der Glaube an die Möglichkeit einer Besserung den Grund für alle Utopien bilden —, auch in dem Aufbau und in der Ausführung seines Phantasiegebäudes hat der deutsche Weltverbesserer unverkennbar im Banne des amerikanischen Vorbildes gestanden.*)

Wer heute in der Gestalt des Romans für politische oder soziale Gedanken Propaganda machen will, der muß — der Leser entschuldige die Trivialität dieses Gedankens — vor allem ein guter Romanschreiber sein. Je widerwärtiger, ekelhafter oder graufiger eine Geschichte ist, desto eher verträgt sie bei dem spannungslüfternen, verdorbnen Geschmack der Gegenwart eine mangelhafte Darstellung. Daß dem so ist, kann man beklagen, aber einstweilen nicht ändern, und deshalb hat sich jeder Schriftsteller, der in dem Gewande des Romans Gedanken unter das Volk tragen will, zu prüfen, ob er die großen Gesetze und die kleinen Kniffe der Romanschreiberei aus dem ff verstehe. Bellamy versteht sie. In meisterhafter Weise hat er seine Gedanken in eine spannende Handlung verwoben und seine Personen so frisch und lebendig geschildert, daß sich die neugierige Teilnahme des Lesers, von Kapitel zu Kapitel gesteigert, nur ungern dazu entschließt, an die herrückenden Träume einer beaufschten Phantasie mit den Zweifeln des nüchternen Verstandes hinzutreten. Daß auch Herzka zum Romanschriftsteller das Zeug habe, können wir nach

*) Entrückt in die Zukunft. Sozialpolitischer Roman von Th. Herzka. Berlin, Ferd. Dümmler.

der vorliegenden Leistung nicht behaupten, denn wenn er es hat, so hat er es hier mit großem Geschick verborgen.

Wir wollen uns, nachdem wir einmal in den Vergleich mit Bellamy hineingeraten sind, kurz den Rahmen vergegenwärtigen, in den dieser seinen „Rückblick“ gefaßt hat, denn diese scheinbare Abschweifung dürfte auch den Lesern willkommen sein, die das Buch des Amerikaners kennen. Es beginnt ohne Umschweife mit der Behauptung, im Jahre 2000 n. Chr. im Auftrag der Historischen Sektion der Bostoner Universität gedruckt zu sein. Mit einer Erklärung des Umstandes, wie wir schon heute in den Besitz eines erst nach hundert Jahren gedruckten Buches gelangen, giebt sich Bellamy nicht ab, und daß er uns damit verschont, schon darin verrät sich, so seltsam es klingen mag, seine Begabung. Er verfährt also, als ob es darauf ankäme, die Menschen des Jahres 2000 über die Zustände am Ende des neunzehnten Jahrhunderts aufzuklären, und weil er weiß, daß es nicht jedermanns Sache ist, kulturgeschichtlichen Auseinandersetzungen zu folgen, so kleidet er seine Rückblicke in einen Roman. So entsteht die Geschichte des Herrn Julian West, der im Jahre 1857 in Boston geboren ist und durch einen seltsamen Zufall die hundertdreizehn Jahre von 1887 bis 2000 — verschlafen hat. Und das kam so. Julian West war im Jahre 1887 der glückliche Bräutigam der schönen und reichen Edith Bartlett. Nichts trübte den Gesichtskreis der beiden als die Thatsache, daß ein Streik der Bauarbeiter die Vollendung des Hauses, das sich der Bräutigam baute, und damit den Zeitpunkt der Vermählung hinauszuschieben drohte. Eines Abends, es war am 30. Mai des Jahres 1887, verließ Julian, der, obwohl im übrigen gesund, seit einiger Zeit an Schlaflosigkeit litt, früher als sonst seine Braut, in der Hoffnung, endlich den seit mehreren Nächten entbehrten Schlaf zu finden. Das Haus, worin er wohnte, hatte seit drei Geschlechtern seiner Familie gehört, deren letzter Sproß er war. Es war ein altes, großes Gebäude, im Innern zwar mit vornehmer altmodischer Eleganz ausgestattet, aber in einem Viertel gelegen, das schon lange aufgehört hatte, eine begehrenswerte Gegend zu sein. Dieses Haus hatte eine Eigentümlichkeit, die sein Besitzer nach seiner Vermählung sehr zu vermissen fürchtete, nämlich ein Schlafgemach, das er sich wegen des nächtlichen großen Lärms und seiner quälenden Schlaflosigkeit unter den Grundmauern hatte bauen lassen. Aber selbst hier fand Herr West nur selten zwei Nächte hinter einander Schlaf, und zuletzt war er so an das Wachen gewöhnt, daß er sich um den Verlust einer Nachtruhe wenig mehr kümmerte. Wenn aber auch eine zweite Nacht verging, ohne daß sich der Schlaf einstellte, so fühlte er sich so erschöpft, daß er aus Furcht vor einer schweren Nervenkrankheit zu künstlichen Mitteln griff. Am Abend des folgenden Tages pflegte er dann einen Magnetiseur zu rufen, der ihn in einen Schlaf versenkte, aus dem er nur durch die Umkehrung des hypnotischen Verfahrens wieder geweckt werden

konnte. Das Verfahren war jedoch so einfach, daß der Magnetiseur dem Diener des Herrn West gezeigt hatte, wie es zu machen sei. Außer diesen drei Personen wußte keiner von der Sache, die Braut sollte aus naheliegenden Gründen erst nach der Hochzeit davon erfahren. Als nun an jenem Abend der Arzt kam, teilte er Herrn West mit, daß er am nächsten Tage nach einer andern Stadt übersiedeln werde, wo eine gewinnversprechende Vakanz eingetreten sei; zugleich gab er seinem Patienten, der über diese Mitteilung natürlich wenig erfreut war, die Adressen einiger andern Magnetiseure, an die er sich mit Vertrauen wenden dürfe. Dadurch beruhigt, befahl Herr West seinem Diener, ihn am nächsten Morgen um neun Uhr zu wecken; dann legte er sich ins Bett und überließ sich den Hantirungen des Magnetiseurs. Sein ungewöhnlich nervöser Zustand war vielleicht schuld daran, daß er langsamer als sonst das Bewußtsein verlor, aber schließlich überkam ihn eine köstliche Schläfrigkeit.

Damit schließt das Kapitel. Das nächste beginnt mit folgenden Sätzen:

Er wird gleich die Augen öffnen. Es ist besser, wenn er zuerst nur einen von uns sieht.

Versprich mir also, daß du ihm nichts sagen wirst.

Die erste Stimme war die eines Mannes, die zweite die einer Frau, und beide sprachen im Flüsterton (Herr West erzählt).

Ich will sehen, wie es ihm geht, erwiderte der Mann.

Nein nein, versprich es mir! verlangte die andre Stimme.

Laß ihr den Willen, flüsterte eine dritte, ebenfalls weibliche Stimme.

Gut gut, ich verspreche es also, antwortete der Mann. Geht schnell! Er kommt zu sich.

Keider rauschten, und ich öffnete die Augen. Ein stattlich aussehender Mann von etwa sechzig Jahren beugte sich über mich, mit einem Ausdruck großen Wohlwollens, gemischt mit starker Neugierde in seinen Zügen. Er war mir völlig unbekannt. Ich stützte mich auf den Ellbogen und sah mich um. Das Zimmer war leer. Ich war sicherlich nie darin gewesen, auch in keinem, das ähnlich möblirt gewesen wäre. Ich sah wieder meinen Gefährten an. Er lächelte.

Wie befinden Sie sich? fragte er.

Wo bin ich? fragte ich.

Sie sind in meinem Hause, war die Antwort.

Wie kam ich hierher?

Auf diese Frage erhält nun Herr West eine Antwort, die der Leser vielleicht schon geahnt hat: Bei der Herstellung der Fundamente eines Neubaus grub man — im Jahre 2000 — ein großes Gewölbe aus, das wohl erhalten war, obwohl eine Aschen- und Kohlenschicht, die darüber lag, erkennen ließ, daß ein darüberstehendes Haus durch Feuer zerstört worden war. In diesem Gewölbe schlief Herr Julian West, der am 31. Mai 1887 deshalb nicht geweckt worden war, weil sein Diener bei der Feuersbrunst, die in jener Nacht das Haus zerstörte, ums Leben kam, und weil außer diesem Diener und dem inzwischen weggezognen Magnetiseur kein Mensch das Geheimnis des unter-

irdischen Schlafgemachs kannte. So erwacht er hundertdreizehn Jahre später im Beisein des Dr. Leete, der den Besinnungslosen, den alle andern für tot hielten, in seine Wohnung schaffen ließ und durch systematische Wiederbelebungsversuche aus seinem todesähnlichen Zustande zurückrief.

Unser Interesse an dem Geschick Julians wird noch dadurch gesteigert, daß die Frau des Dr. Leete eine Enkelin jener Edith Bartlett ist, die in der verhängnisvollen Nacht vom 30. auf den 31. Mai ihren Bräutigam verlor. Nachdem sie vierzehn Jahre lang den totgeglaubten Geliebten betrauert hatte, war sie eine Ehe aus Achtung eingegangen und hatte einen Sohn hinterlassen, den Vater der Frau Leete. Diese hatte ihre Großmutter nie gesehen, aber viel von ihr gehört, und als ihr eine Tochter geboren wurde, gab sie ihr den Namen Edith. Dieser Umstand macht es begreiflich, daß die kleine Edith Leete, als sie heranwuchs, an allem, was ihre Urahnin betraf, und besonders an der traurigen Geschichte von dem Tode ihres Bräutigams tiefen Anteil nahm. Die Erzählung war schon an sich geeignet, das Mitgefühl eines romantischen Mädchens zu erregen. Dazu kam aber, daß ein Bild der Edith Bartlett und ein Paket der Briefe, die Julian West an seine Braut geschrieben hatte, zu den Familienerbstücken gehörten. Diese Dinge genügten, der Ur-Enkelin die traurige Geschichte lebendig zu machen. Halb scherzend pflegte sie ihren Eltern zu sagen, daß sie nie heiraten würde, bis sie einen Geliebten wie Julian West fände, und einen solchen gebe es nicht mehr. Auf diese romantische Schwärmerei bezog sich auch das Gespräch, das der zum Bewußtsein erwachende Julian vernommen hatte, und dessen Bedeutung ihn, als er sie später erfuhr, zum glücklichsten Menschen machte.

Vergleichen wir nun mit diesem Roman des Herrn Julian West den des Herrn Theodor Herzka. Herzka? Das ist doch der Name des Schriftstellers, aber nicht des Romanhelden! Wir begreifen die Ungeduld des Lesers über diese Verwechslung, aber sie ist nicht unser Werk, sondern der Schriftsteller Herzka hat sich wirklich mit seiner Person in den Roman hineinbegeben.

Herr Herzka besucht in Paris einen jungen Arzt, Sules Raymond, mit dessen Vater er seit seiner Knabenzeit befreundet gewesen ist. Der früh verwaisete Sules, auf den er die Freundschaft, die ihn mit dem Vater verbunden, übertragen hat, treibt physiologische Studien und hat erst vor kurzem eine Untersuchung über die Physiologie des Schlafs veröffentlicht. Eines Abends besuchen sie die italienische Oper. „Die Bellincioni — so erzählt Herzka — sang göttlich, aber ich bemerkte, daß mein Begleiter von ihrem Zauber ungerührt blieb, und daß sein Auge starr am Boden haftete, während seine Finger nervös mit dem Operngläse spielten. Nach und nach heiterte sich jedoch seine Stirn auf, und er fand seine frohe Laune wieder. In gehobener Stimmung verließen wir das Haus, und ich nahm ihn unter den Arm, um mit ihm den Weg nach einem Restaurant einzuschlagen, als er sich entschuldigte und unter

einigen Vorwänden erklärte, daß er jetzt nach Hause gehen müsse. Obwohl mich seine Grillen ein wenig Wunder nahmen, machte ich mir doch weiter keine Gedanken darüber. Ziemlich spät nach Mitternacht trat ich den Heimweg aus dem Restaurant an. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich auf halber Strecke den jungen Arzt traf, der bei meinem Anblick den Hut tiefer ins Gesicht drückte und ohne Gruß an mir vorübereilte!“

Am andern Morgen geht Herzka in die Wohnung des Freundes, um sich von ihm zu verabschieden, weil er mit dem Abendschnellzug Paris verlassen will. An der Hausthür stößt er auf Jules alten Diener Pierre, der barhaupt, mit verstörtem Gesicht, ohne auf seinen Anruf zu hören, auf die Straße rennt. Von bangen Ahnungen erfüllt, steigt Herzka zur Wohnung des Freundes hinauf und findet dort den Portier, der ihm mitteilt, daß das Schlafzimmer Raymonts trotz allem Pochen und Rufen geschlossen bleibe, obwohl er in der Nacht heimgekehrt sei und seine Wohnung nicht mehr verlassen habe. Unterdessen kehrt der alte Diener mit einem Schlosser zurück, und als dieser die Thür mit Gewalt öffnet, findet man das Zimmer leer und das Bett unberührt. Der Schlüssel aber war von innen zweimal umgedreht, die Fenster verschlossen; daß Raymont in dem Zimmer gewesen war, ließ sich also nicht mehr bezweifeln, aber wie er es hatte verlassen können, blieb unerklärlich. Auch die angestrengtesten Nachforschungen der Polizei führten nicht auf die Spur des rätselhaft Verschwundenen.

Genau ein Jahr nach diesem Vorgang führt der Zufall Herrn Herzka wieder nach Paris. Natürlich eilt er ohne Verzug nach Raymonts Wohnung, wo ihn Pierre mit der traurigen Mitteilung empfängt, daß er alle Hoffnung aufgegeben habe, seinen armen Herrn wiederzusehen. Darauf gehen beide in das Schlafzimmer, in dem alles noch genau so ist, wie im vorigen Jahre. Lassen wir nun das folgende Herrn Herzka erzählen.

Plötzlich stieß Pierre einen Schrei aus.

Was giebt's? fragte ich, überrascht nach dem Bette blickend, in der Zuversicht, den jungen Arzt dort liegen zu sehen. Aber der Alte wies mit allen Anzeichen äußersten Entsetzens nach dem Schreibtisch.

Da da, Herr Doktor! brachte er mühsam hervor.

Sehen Sie Gespenster? — Ich glaubte nicht anders, als daß Pierres aufgeregte Phantasie den Geist Raymonts erblicke.

Nein — da da!

Am Schreibtisch?

Mit schlotternden Knieen trat er näher und berührte scheu mit der Fingerspitze einen Gegenstand, den ich vorher wohl gesehen hatte, ohne ihm jedoch besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es war ein unscheinbares Ding, das nichts weniger als erschreckend aus sah, eine Kapsel aus weißem Metall.

Das macht Ihnen solche Angst? fragte ich erstaunt.

Aber sehen Sie es nur an, Herr Doktor!

Nun?

Es geht nicht mit rechten Dingen zu, das Blech kommt von meinem Herrn. Was soll das heißen?

Eben war ich in dem Zimmer, und der Schreibtisch war leer — Leer?

Das heißt: es stand das Schreibzeug darauf, und die Mappe lag hier, und die zwei Bücher da — aber das Blech nicht — das kommt von meinem Herrn! War außer Ihnen niemand in der Wohnung?

Kein Mensch.

Und sind Sie sicher, daß die Kapsel nicht hier lag?

So sicher — ich könnte meine Seligkeit daran sehen.

Inzwischen hat Herr Herzka die Kapsel in die Hand genommen. Wie er sie öffnet, kommt eine weiße Rolle zum Vorschein, ein Manuskript, das unverkennbar von der Hand Raymonts her stammt. Dieses Manuskript enthält die Wahrnehmungen, die der aus seiner Wohnung entwichne Arzt, der durch irgend eine geheime Macht in die Zukunft entrückt wurde, im Jahre — 2093 auf der Erde gemacht hat. Herr Herzka gelingt es, die Sprache des Manuskripts, die aus den Elementen der verschiedensten Sprachen zusammengesetzt ist, zu verstehen, und weil er glaubt, daß es die Absicht des Freundes gewesen sei, die Schrift zu veröffentlichen, kommt er diesem Wunsche nach, und so wurde die Menschheit um eine Utopie reicher.

Herzka hat, wie schon nach dieser Probe jeder zugeben wird, in der Erfindung der äußern Handlung sein Vorbild nicht erreicht. Indem er den peinlich mißglückenden Versuch macht, zu erklären, wie eine in der Zukunft verfaßte Schrift schon heute zu unsrer Kenntniss gelangen kann, und indem er seine eigne Person in die Handlung hineinwebt, stumpft er die Neugierde des Lesers ab, statt sie zu erregen. Was Jules Raymont, dessen Verschwinden jedem Leser unmöglich erscheint, aus der Welt des Jahres 2093 erzählt, bleibt uns jeden Augenblick als willkürliche Behauptung des Schriftstellers Herzka bewußt und läßt uns um so gleichgiltiger, als dieser vorgeben muß, an jene alberne Verschwindungsgeschichte zu glauben.

Mit geteilter Empfindung, mit Mißtrauen einerseits und mit abgestumpftem Interesse andererseits beginnt der Leser, das Manuskript zu lesen. Bald gewahrt er, daß leider auch Herr Jules Raymont, für den ihm Herzka nur eine geringe Teilnahme eingeflößt hat, nicht die Gabe hat, sich interessant zu machen. Vielleicht hat er aber nur für seinen Freund Herzka geschrieben, und dieser ist wenig diskret verfahren, als er den Inhalt der Kapsel — das Blech, wie Pierre es nannte — veröffentlichte. In diesem Falle würde sich unser Vorwurf allerdings in erster Linie an die Adresse des Herrn Herzka wenden, aber auch Jules Raymont verdient den Tadel, ein langweiliger Berichterstatter zu sein. Nirgends hat er seine seitenlangen Erörterungen durch ein persönliches Intermezzo gewürzt, nirgends das öde Grau seiner theoretischen Ausführungen durch das frische Grün des Lebens aufgeheitert. Die Menschen, denen er be-

gegnet, treten uns nicht menschlich näher, sie lassen uns kalt, weil sich Herr Zules selbst nicht erwärmen kann. Aber vielleicht thun wir ihm Unrecht, wenn wir etwas andres von ihm erwarten, da er doch offenbar unter dem Einfluß einer starken Hypnose unter den Menschen des Jahres 2093 einherwandelt. Herr Herzka empfindet diesen Mißstand natürlich nicht so sehr wie wir, weil es ihn als Bodenreformer mit einer gewissen Genugthuung erfüllt, in den Berichten des Freundes aus dem Jahre 2093 sein Ideal verwirklicht und dabei die Menschheit glücklich zu sehen.

Und worin besteht und wie kam dieses Glück? Eingeläutet wurde es mit der großen Revolution des Jahres 1918, die darin bestand, daß jedes Privateigentum an den Produktionsmitteln, vor allem an Grund und Boden, aufgehoben wurde. Mit einem Schlage verschwand darauf das soziale Elend, an dessen Vinderung die Gegenwart sich abmüht, und an dessen dauernder Hebung sie fast verzweifelt. Die Großstädte, diese Brutnester der Armut und Verzweiflung, leeren sich; ihre Einwohner wandern aus, da es ihnen freisteht, in schönen und erträglichern Gegenden ihr Dasein zu fristen. London, Paris, Berlin werden Hirtendörfer von höchstens zweitausend Seelen, und mit solchen Niederlassungen idyllisch lebender Hirten übersät sich fast die ganze nördliche gemäßigte Zone. Nur in ihren südlichen Teilen, namentlich an den Mittelmeerküsten, hat sich die Industrie niedergelassen, auf hundert, ja auf tausend Kilometer hin gleichen diese Gebiete einer einzigen Stadt, aber den Städten der Zukunft fehlt natürlich all das häßliche Beiwerk, das uns den Aufenthalt in den modernen Metropolen der Industrie verleiden kann. Die Landwirtschaft ist fast ausschließlich auf die Tropen beschränkt, die Wüste Sahara ist längst in ein Paradies verwandelt, und ungeheure Luftschiffe, die täglich vom Nordkap Europas nach dem Süden, von Westen nach Osten und in umgekehrter Richtung die Erde mit rasender Schnelligkeit umkreisen, heben den Begriff der Entfernung vollständig auf. Daß auch für den Einzelnen Flugapparate in Gebrauch sind, mit denen er in der Stunde bis zu 180 Kilometer zurücklegen kann, versteht sich von selbst, denn Dampf und Elektrizität sind veraltete Krafterzeuger, und die Menschen des Jahres 2093 haben den Erdmagnetismus selbst in ihren Dienst gezwungen. Staaten, Religionen, kurz alles, was früher die Menschen trennte, giebt es nicht mehr, die Erde ist ein Himmel, und die Menschen sind Engel geworden. Zules Raymond hat es gesehen, Herr Herzka glaubt es. Aber er glaubt noch mehr. Seltsamerweise genügt den Menschen ihr Erdenhimmel nicht, und Zules Raymond wird Zeuge von großartigen Expeditionen, die sie nach dem — Monde unternehmen. Einige der Gäodrome — so heißen die gewaltigen Luftschiffe — sind bereits glücklich oben angekommen, aber siehe da — sie scheinen nicht mehr davon loszukommen!

In diesem spannenden Augenblick, wo sich die Visionen Herzkas bis zum Mond verstiegen und damit den Gipfel der Lächerlichkeit erreicht haben,

summt mir eine alte Melodie in den Ohren: „Und da will man gern herunter, und da kann man nicht!“ Mit diesem Verslein wollen wir uns von der allerneuesten Utopie verabschieden.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Parteipolitik und unabhängige Kritik. Unfre Leser haben das Recht, zu fragen, was wir zu den beiden Trauerfällen im konservativen Lager zu sagen haben. Über den Fall Hammerstein — gar nichts. In dieser Beziehung sind die Nerven unsers sonst höchst nervösen Geschlechts so abgehärtet, daß einer Partei auch ein Duzend Auflagen dieses Falles nichts schaden würden, selbst wenn in dem Panier dieser Partei „Für Religion und Sittlichkeit“ geschrieben stände, der Kompromittirte ihr Bannerträger gewesen wäre, und sie ihn noch zu halten gesucht hätte, nachdem seine Verbrechen schon weltbekannt geworden waren. Die einzige Folge — und das ist keine politische — wird sein, daß sich die konservativen Redner und Zeitungsschreiber aus Besorgnis vor allgemeiner Heiterkeit ein paar Monate lang der pathetischen und salbungsvollen Moralpredigten enthalten werden.

Dagegen hat der Fall Stöcker politische Bedeutung. Die dadurch geschaffne Lage läßt sich kurz folgendermaßen beschreiben. Die Nationalliberalen begrüßen das offene Eingeständnis des rechten Flügels der Konservativen, daß er seinerzeit „zur Rettung des Vaterlands“ an der Befreiung des Kaisers aus der Gewalt Bismarcks und des Kartells gearbeitet habe, mit Freuden; sie hoffen, dadurch diesen Flügel bei Hofe und bei der Mehrzahl der Wähler unmöglich machen und eine Kartellmehrheit zuwege bringen zu können. Die Konservativen erwidern ihnen: Bildet euch nicht Schwachheiten ein! Wir denken gar nicht daran, das abzustößen, was ihr die extremen Elemente nennt. Gerade diese machen unsre Kraft aus. Wollten wir die Orthodoxen und die Agrarier von uns abstoßen, so würde es uns bald ergehen wie euch, die ihr (so schrieb die Kreuzzeitung vor einigen Tagen) beinahe nur noch ein Generalkstab ohne Heer seid. Wenn ihr uns die Gefolgschaft verweigert, so gleicht ihr dem Hunde, der nach dem Schatten schnappte und das Fleisch ins Wasser fallen ließ. (Ebenfalls Worte der Kreuzzeitung.) Man giebt den Nationalliberalen zu verstehen, daß eine Kartellmehrheit (wie wir es oft gesagt haben) eine arithmetische Unmöglichkeit sei. Selbstverständlich muß das Zentrum unter diesen Umständen Morgenluft wittern. Seine Organe, die noch vor wenigen Jahren über „St. Sedan“ spotteten, überbieten die alten „Reichsfreunde“ in der Entrüstung über die sozialdemokratischen Unverschämtheiten, drängen sich an den Kaiser hinan und stellen sich ihm für den Kampf gegen den Umsturz als allerge treueste Garde zur Verfügung; über die Fälle Stöcker und Hammerstein breitet die Germania den Mantel des Anstands und der christlichen Liebe; sie ereifert sich über das unanständige Breittreten in der liberalen Presse und ruft nach dem Staatsanwalt, daß er dem Skandal ein Ende machen und weitere Veröffentlichungen über Hammersteins Privatleben verhindern möge. Offenbar steht, eben aus arith-